

# Das Sonntagsblatt.

---

Nro. 115.

Sonntag den 12. März 1809.

Wenn ein Mensch in einer großen Versammlung auftritt, und sich anschickt eine Rede zu halten, so ist jedermann berechtigt zu erwarten, daß der Redner seinen Zuhörern nicht ganz gemeine Gedanken, oder längst bekannte Wahrheiten vortragen werde. Ein gleiches gilt von dem Schriftsteller, und man kann mit Recht von ihm fordern, daß er keine Zeile drucken lasse, wenn er nichts zu sagen weiß, das einer vorzüglichen Aufmerksamkeit und Beherzigung werth wäre. Es scheint nicht, daß die meisten Schriftsteller sich diese billige Forderung allezeit vor Augen hielten; denn wie viele Pressen sind nicht täglich in Europa beschäftigt, um unbedeutende, schiefe, abgedroschene, hohle, verkehrte, böshafte, verächtliche, niedrige, unnütze, unangenehme und dergleichen Gedanken unter die Leute zu bringen? — Berechnet man, wie viele Seyer,

Drucker, Papiermüller, Buchbinder und Buchhändler dabey ein Verdienst finden: so könnte man wohl gar die Arbeiten der schlechten oder unberufenen Schriftsteller, als eine der bürgerlichen Gesellschaft nützliche Beschäftigung, in Schutz nehmen. Allein ich denke, daß die Leute, deren Zeit und Kräfte man auf die Verbreitung werthloser Schriften verwendet, dadurch der Mitwirkung für würdigere Zwecke entzogen werden. Die Sezer und Drucker, welche einige Wochen an einem Werke der Herren Duns oder Platt arbeiteten, hätten in dieser Zeit vielleicht ein Stück Feld bebauen können, von dessen Früchte zehn Familien ein ganzes Jahr hätten leben können. Es sind aber nicht bloß die Kräfte der Sezer und Drucker dadurch unzweckmäßig verwendet worden, sondern es wird, nachdem der Druck vollendet ist, von den Lesern der schlechten Schriften nun noch viel Zeit an einer unnützen Letüre versplittert. Hieraus entstehen andere Nachteile, welche die geistige Bildung des Volkes selbst in ihren Fortschritten aufhalten; denn erstlich werden dadurch falsche Begriffe verbreitet, und dem Unverstande wird immer neue Nahrung gegeben; zweytens werden auch durch jedes schlechte Buch, die Würde, das Ansehen

und der Einfluß der guten Schriftsteller gefährdet. Ein Amt zu dem jeder Schwachkopf sich hinzu drängen darf, scheint keine ausgezeichneten Talente zu erfordern und wenig Achtung zu verdienen; und wo jedermann schreibt, da können die Stimmen der Besseren nicht vernommen werden. — Dieß ist gleichwohl der gegenwärtige Zustand der Schriftstellerey, vorzüglich in Deutschland. Wer in den Kreis der Scribenten tritt, wird von ihnen als ihres Gleichen angesehen, und da sie im Grunde wenig Achtung für sich selbst haben, auch ohne Achtung behandelt. Das Publikum, wenigstens an einigen Orten, durch den Mißbrauch der Presse gleichgültig gemacht, kümmert sich wenig um den Unterschied zwischen den besseren und schlechteren Schriftstellern, und betrachtet sie alle, mehr oder weniger, als die Gesellen eines Handwerkes, das keine besondere Achtung verdient.

Unter diesen Umständen werden viele rechtliche und verständige Leute zurückgehalten, um öffentlich ihre Meinung über einen so wichtigen Gegenstand zu sagen, als die Literatur für jede Nation seyn sollte. Es gehört Muth und Beharrlichkeit dazu, um sich durch die verdrüßlichen Händel nicht irre machen zu lassen, in welche man leicht verwickelt wird, wenn man

als Feind des Unverstandes und der Platttheit auftritt, und die Ansprüche des Publikums geltend zu machen bemüht ist. Es gehört die lebendige Ueberzeugung dazu, daß der verständigere Theil der Männer, welche sich den Wissenschaften gewidmet haben, nicht schweigen darf, wenn unverschämte und erbärmliche Skribler die Würde der Literatur entweihen, und statt nützliche Kenntnisse, Geschmack und Bildung zu verbreiten, der Albernheit, dem Unsinn und der Verkehrtheit stets neuen Vorschub leisten. — Diese Ueberzeugung hat auch die Herausgeber des Sonntagsblattes, schon bey dem Entstehen dieser Wochenschrift, geleitet, und sie sind ihr treu geblieben, wie immer die Rachsucht geizüchtigter Schulknaben oder kranker Poetaster sich gegen sie empört haben. Der Antheil, den das Publikum an unserem Unternehmen genommen hat, überzeugt uns hinlänglich, daß wir nicht umsonst für seine Rechte mit oft lächerlichen Ritzern gekämpft haben. Wir würden daher getrost und mit froher Zuversicht unsern ursprünglichen Zweck: die Gebrechen der Literatur und der Sitten durch Ernst und Spott zu rügen, auch in Zukunft verfolgen; aber wir besorgen, daß die höheren Interessen, wel-

che gegenwärtig die Aufmerksamkeit der Leser auf sich ziehen, den Antheil vermindern könnten, den sie bisher an unseren bloß literarischen oder moralischen Versuchen, Critiken und Satiren genommen haben. Wir leben in einem wichtigen Momente der Zeitgeschichte, und die Menschen, die um Eigenthum, Gewohnheiten und Verfassung kämpfen, sind nicht aufgelegt, sich um die friedlichen Arbeiten der Literatoren zu bekümmern. Und so könnten wir uns leicht in dem Falle eines Menschen befinden, der von Schauspielen, Büchern und dergleichen vor einer Versammlung spricht, die nichts als politische Reden hören will.

Wir haben es nicht für überflüssig gehalten, auf dieses unser gegenwärtiges Verhältniß zu den Lesern hinzudeuten, und wünschen nur, daß auch die Schwierigkeiten beherzigt werden möchten, die wir, wie jeder Privatmann, überwinden müßten, wenn wir den Wunsch einiger Freunde, die Politik in unseren Gesichtskreis zu ziehen, auch erfüllen wollten. Der Einzelne, der in die Geheimnisse der Kabinette nicht eingeweiht ist, kann die Politik nur in so fern kennen, als sie eine auf Grundsätze des Verstandes beruhende, philosophische Wissenschaft ist. Die Resultate dieser Wissen-

schaft sind längst allen denkenden, unterrichteten Männern bekannt, und von großen Schriftstellern in das hellste Licht gesetzt worden. Sobald man aber aus diesem wissenschaftlichen Kreise hinaus in die Wirklichkeit tritt, und über vorhandene Verhältnisse zu urtheilen unternimmt, so wagt der Einzelne, daß er, bey dem Mangel an Sachkenntnisse, welche sein Urtheil bestimmen sollten, oft wie der Blinde von der Farbe spricht.

Wir wünschen, daß auch der anonyme Gönner unsers Blattes diese Betrachtungen in Ueberlegung nehmen möchte, welcher uns so eben ein seyn sollendes Gedicht: *Auf die Rückkehr Sr. M. des K. v. P.*, gefälligst übersendet hat. Ohne in die Absicht des Verfassers eingehen zu wollen, müssen wir ihm freymüthig eröffnen, daß seine Verse, in ästhetischer Rücksicht, ohne allen Werth sind. Er hat uns erlaubt, „nach Umständen,“ den untergesetzten, verzogenen Rahmen wegzulassen; wir erweitern diese Erlaubniß, indem wir, aus Schonung für ihn, und aus Achtung für unsere Leser, das ganze Gedicht weglassen.

H. Frank.

## Ueber Lustigkeit und Ernst.

Mein Sohn Edmund, welcher nun im zweyten Jahre die Philosophie studiert, hat sich angewöhnt alle seine Gedanken in allgemeine Sätze einzukleiden, und selbst seinen Fragen diese Form zu geben. So fragte er mich heute: „Soll der Mensch ernsthaft oder lustig seyn?“ — Da ich ihn kenne, und bemerkt habe, daß Edmund meistens einen Gedanken bey solchen Fragen im Hinterhalt zu haben pflegt: so hüte ich mich gewöhnlich, ihm eine bestimmte Antwort zu geben, die mich nachher vor dem Kleinen Philosophen in Verlegenheit setzen könnte. Daher erwiederte ich nur, daß der Mensch sich nach der Veranlassung richten müsse. Er meinte aber, die tragischen Schicksale ausgenommen, könne jede Veranlassung, je nach dem Charakter des Menschen, entweder lustig oder ernsthaft genommen werden. „Ich wünsche zu wissen, fuhr er fort, welches von beyden der Vernunft mehr angemessen ist? Nur der Mensch lacht, und daher hat man nicht mit Unrecht das Lachen für ein Eigenthum der Vernunft angesehen.“

„Das Uebermaß des Lachens,“ sagte ich, „gilt aber auch für ein Zeichen der Thorheit.“

„So gut, als das Uebermaß von Ernsthaftigkeit,“ erwiderte Edmund, in der Regel aus einem Mangel an Verstande entspringt. Sie werden nicht läugnen, daß die lustigen Menschen gewöhnlich liebenswürdige Leute sind, die oft eine ganze Gesellschaft aufheitern, und uns die von dem Leben unzertrennlichen Unfälle vergessen lassen, indem sie uns in eine Stimmung setzen, welche zur Uebung geselliger Tugenden am meisten geschickt macht.“

„Von der andern Seite,“ sagte ich, „hat auch der Ernst seine Schönheit, und ohne ihn gibt es keine edle Empfindung, keine hochherzige Gesinnung. Macht die Lustigkeit angenehme, so macht der Ernst zuverlässige Menschen, und eine Menge Tugenden lassen sich gar nicht ohne Ernst denken. Wer aus allen Dingen einen Spas macht, verräth eine leichtsinnige Gemüthsart. Man kann, als Philosoph, sich über alle Unfälle des Lebens erheben, und darüber scherzen, in so fern sie uns selbst treffen; wer aber der Menschenliebe nicht den Eingang in seine Seele versperret, wird bey dem Anblick fremder Leiden nie lustig seyn können. Selbst wenn die Menschen durch eigene Schuld



sich ins Unglück stürzen, wird man sie nicht verspotten, sondern ernsthaft bedauern. Du siehst, was ich mit der Veranlassung habe sagen wollen."

"Ich möchte wohl wissen," fragte Edmund, "woher es kommt, daß sich die entschieden lustigen Charaktere so selten mit den ernsthaften vertragen. Ich kenne zwey solche entgegengesetzte Brüder, die beyde gute Menschen sind, aber nie aus dem Streit oder wenigstens nie aus den Mißverständnissen herauskommen. Der ernsthafte nimmt jede satirische, oder komische Bemerkung seines Bruders, für eine Uebertreibung, bisweilen für eine Unartigkeit; und der lustige klagt über Langeweile, wenn jener mit Gründlichkeit einen Satz zu behaupten sucht. Ich sollte meinen, daß es besser wäre, wenn beyde Brüder sich mit einander vertragen wollten; denn da dem einen fehlt, was der andere besitzt, so machen sie eigentlich erst vereint einen ordentlichen Menschen aus."

In dieser Bemerkung mußte ich meinem Sohne völlig beystimmen. Der humanste und daher vollkommenste Charakter ist unstreitig derjenige, welcher aus Ernst und Lustigkeit zusammengesetzt ist. Das Leben ist nicht so reizlos, daß wir stets mit finsternem Blicke dasfel-

be betrachten sollten; aber auch nicht so freudenreich, daß wir Ursache hätten, immer lustig zu seyn. Pausanias erzählt von einer Höhle, welche auf alle, welche in dieselbe traten, einen so ernstern, melancholischen Eindruck machte, daß sie nachher nie in ihrem Leben wieder lachen konnten. Die Welt ist keine solche Höhle, und die Vorsehung, welche es zuließ, daß sie mit einigen Weisen und vielen Thoren bevölkert wurde, gab dem verständigen Menschen die Fähigkeit, durch das Lachen, wie durch den Ernst, die Ausbreitung der Weisheit zu befördern.

Die Gelehrten kennen die Meinungen großer Philosophen; ich hoffe auf die Nachsicht der Leser dieser Blätter, wenn ich ihnen eine Unterredung mit einem kleinen Philosophen mittheile. Es kann bisweilen nicht schaden, daran zu erinnern, was schon ein Schüler weiß; und diese Zeilen dürften hier um so weniger am unrechten Orte stehen, da, wie ich höre, man die Herausgeber des Sontagsblattes über ihre oft mehr lustige, als ernsthafte Art, die Dinge zu beurtheilen, häufig mißverstanden hat. Mir, als einem Freunde der Arbeiten dieser Herren, scheint es, als könnten sie mit Zuverlässigkeit sich auf ihre Schrif-

ten beziehen, und daraus erweisen, daß sie nie über ernsthafte Dinge unzeitigen Spaß gemacht haben. Aber sie hätten es für eine geistlose Pedanterie halten müssen, wenn sie über die langweiligen, oder gar verrückten Arbeiten einiger neueren Schriftsteller mit unnützer Gravität, oder unverdienter Höflichkeit und Achtung ihre Meinung hätte sagen wollen. Sind sie in ihrer Absicht mißverstanden worden, oder haben einige schwache Geister ein Aergerniß daran genommen, so ist das nicht ihre Schuld. Sie können aus Nachgiebigkeit gegen diejenigen, welche sich nicht darauf verstehen, humoristische Schriften zu beurtheilen, unmöglich die Ueberzeugung aufgeben, daß der Welt mit einem trockenen Schulgeschwätz wenig gedient ist. Es gibt Leser, welche von dem Schriftsteller, der sie zum Lachen bewegt, mit unter auch einen ernsthaften Rath recht gern annehmen, während sie kalt und schläfrig die Schriften der Sittenprediger bey Seite legen. Was mich betrifft, so wünsche ich dem Sonntagsblatte recht viel solche Leser.

## N a c h r i c h t

Herrn Louis van Beethoven  
betreffend.

Wir können den Freunden der Tonkunst, aus zuverlässiger Quelle, die angenehme Nachricht mittheilen, daß der in No. 110. dieses Blattes geäußerte Wunsch in Erfüllung gegangen ist, und daß Beethoven Wien nicht verlassen wird. Drey hohe Beschützer und Kenner der musikalischen Kunst, Se. Kaiserliche Hoheit der Erzherzog Rudolph, selbst im Besitz vollendeter Virtuosität auf dem Forte-Piano, und die Herren Fürsten Lobkowitz und Kinsky, haben sich vereinigt, dem genialen Künstler auf die liberalste Weise, sorgenfreye Lebensverhältnisse zu verschaffen, um ihn dadurch in den Stand zu setzen, ohne Nahrungsforgen dem freyen Flug des Genies folgen, und ganz der Kunst leben zu können. Die Zusicherungsurkunde ist in den humansten, und für den Künstler ehrenvollsten Ausdrücken abgefaßt. Sie spricht von „den täglichen Beweisen die Beethoven von seinen außerordentlichen Talenten und seinem Genie als Tonkünstler und Compositeur gibt, die den Wunsch erregen, daß er

die größten Erwartungen übertriffe, wozu man durch die Erfahrung bisher berechtigt ist.“ Es sey erwiesen „daß nur ein so viel als möglich sorgenfreyer Mensch, der sich ausschließlich einem Fache widme, große, erhabene und die Kunst veredelnde Werke zu erzeugen im Stande sey.“ — Dieß sind die Gründe die die hohen Theilnehmer zu dem Entschlus bestimmt haben: „Beethoven in den Stand zu setzen, daß die nothwendigsten Bedürfnisse ihn in keine Verlegenheit bringen und sein kraftvolles Genie hemmen sollen.“

B. enthält den auf viertausend Gulden festgesetzten Jahrgelalt so lange, bis er zu einer Anstellung gelangt, die ihm ein Aequivalent für diese Summe gibt; ihm ist dabey zur einzigen Bedingung gemacht, sich in Wien aufzuhalten. Sollte sich in unsern Zeiten wohl noch irgendwo ein, diesem ähnliches Beispiel rücksichtsloser Anerkennung und großmüthiger Unterstützung des Genies finden? In einem Lande, wo ausgezeichnete Talente sich solchen kräftigen Schutzes erfreuen, da ist zu hoffen, daß die Künste der Vollkommenheit immer mehr entgegen reifen werden.

## T h e a t e r.

Einige Worte über das Quodlibet,  
Kochus Pumpernickel.

Wer gern tanzt, sagt das Sprichwort, dem ist leicht gepiffen, und wer gern lacht, lacht auch über Pumpernickel. Herr Friedrich Schlegel sagt irgendwo: „der Mensch ist eine ernsthafte Bestie,“ hätte aber dieser gründliche Gelehrte den Kochus Pumpernickel aufführen sehen, er spräche ganz anders. Von jeher habe ich eine Vorliebe für die Komödie gehabt, und sogar eine Schwachheit für die Farce; aber nicht jedes unschmackhafte Füllsel ist eine Farce. Interessant war es mir jedoch, in diesem Quodlibet zu beobachten, was eigentlich Lachen erregte. Eine Spanische Wand, hinter welcher einige Liebhaber versteckt waren, versagte auch hier ihre gewöhnliche Wirkung nicht; und ich sah also, daß der alte löbliche Brauch sich bis auf diese Stunde müsse erhalten haben. Seltsamer schien es mir, daß das unschuldige Wort Lungelbraten jedesmahl das ganze Haus von einem unbändigen Gelächter erschallen machte, woher ich schloß, es stecke in diesem Wort ein ganz besonderer Zauber.

ber. Bey der großen Menge von Menschen, womit das Theater bey jeder Vorstellung angefüllt war, bedauerte ich, daß viele, die nur wenig hören, und gar nichts sehen konnten, nur auf Treu und Glauben, und gleichsam aus der zweyten Hand lachen mußten, deßhalb aber den Uebrigen an Herzlichkeit des Lachens nichts nachgeben wollten. Welche ansteckende Kraft in einer großen Menschenmasse liegt, ist mir noch nie so sehr aufgefallen, als in diesem Zwerchfell-Stück, denn unter andern sah ich einen Mann, der etwas spät kam, und schon bey der Casse, als er von weitem lachen hörte, das Gesicht verzog. Hier und da bemerkte ich, daß Leute gähnten, und dann gleich darauf ein helles Gelächter aufschlugen, was man im gemeinen Leben mit dem Beynahmen des hölzernen zu belegen pflegt. Ich merkte daher, daß es Leute giebt, die sich ambitionniren zu lachen, und es vermuthlich für ein Zeichen eines aufgeräumten Kopfes halten. Da es meines Wissens, noch keine vollständige, und allgemein geltende Erklärung des Lächerlichen giebt, so befremdete es mich wenig, daß Alle, die ich fragte, warum sie denn lachten, es mir nicht sagen konnten, sondern, statt der Antwort, nur desto stärker zu lachen

fortfahren. Zum Glück kam eben Herr Hasenbut als ein Frauenzimmer heraus, und nun konnte ich auch einige Minuten lachen, hätte aber die übrige Zeit hindurch weinen mögen, daß man das Publikum gern möchte glauben machen, das Alberne sey eigentlich das wahre Komische; so wie ich mich ärgerte, daß, mit Ausnahme der mit Recht beliebten Tyroler Melodie, die meisten ganz ungeschickt untergelegten Lieder und Arien noch durch den Vortrag, so verunstaltet wurden, daß sie kaum mehr zu erkennen waren.

---